

HELMUT KRÄTZL

Demonstrieren – Spiritualisieren – Organisieren

Niemand bezweifelt, daß sich die Kirche verändern muß. Die Meinungen gehen aber auseinander, in welche Richtung sie sich ändern soll und welche Methoden zielführend sind. Hier wird nicht über die Richtung gehandelt werden, sondern über die heute praktizierten Methoden, wobei deren Auswahl doch auch etwas vom Ziel der Erneuerung erraten läßt. Unser Autor ist Weihbischof in der Erzdiözese Wien. (Redaktion)

Wer heute in der Kirche etwas bewegen will, setzt meist auf eine der genannten Methoden: auf Demonstrieren, Spiritualisieren oder Organisieren. Wie sind diese Methoden in sich zu bewerten? Schließen sie sich gegenseitig aus? Ist jede in gleicher Weise dem Leben der Kirche adäquat? Welche Art der Erneuerung ist von ihnen zu erwarten?

Hat Demonstrieren in der Kirche einen Platz?

Demonstrieren heißt, auf etwas genau hinzeigen, etwas deutlich machen, und zwar in aller Öffentlichkeit, damit es möglichst viele sehen. Zum Demonstrieren eignen sich Straßen und große Plätze, Plakatwände oder spektakuläre Ereignisse, heute vor allem die Massenmedien. Aber paßt diese Art der Äußerung, noch dazu, wenn man dadurch etwas erzwingen will, zum Lebensstil der Kirche?

Verkündigung selbst ist Demonstration

Seit Jahwe sich ein Volk erwählt hat, um sich und seine Wirkmacht in dessen Geschichte zu offenbaren, ist die Verkündigung dieses Gottes demonstrativ. Das Volk selbst wird in seiner bewegten Geschichte zum Zeichen, zum Hinweis auf seinen Gott. Die Propheten des Alten Bundes haben ihre Botschaft nicht nur im Wort, sondern in auffallenden Zeichenhandlungen verkündet. Jesus hat die Versuchung zum spektakulären Schauwunder entrüstet verurteilt, aber seine Verkündigung in Wort und Tat war doch demonstrativ, voller Zeichen, in denen er das Anbrechen der Gottesherrschaft sichtbar machte, und er hat mit Macht protestiert gegen Unwahrhaftigkeit, Selbstgerechtigkeit, Gesetzesfrömmigkeit, Unrecht und Lieblosigkeit. Auch heute ist Verkündigung ohne ‚Demonstration‘ nicht denkbar. Gerade der jetzige Papst zeigt dies, der bewußt auf Medien setzt und auf öffentliche Auftritte, bis hin zu Eucharistiefeiern vor mehreren Millionen Menschen, wie etwa vor Jahren in Manila. Und Kardinal König hat zweimal auf der Straße gegen das Gesetz der sogenannten Fristenlösung demonstriert, was seine Kritiker kaum je genug gewürdigt haben.

Gegen diese Art von Demonstration, also von der Kirche nach außen hin, wird es keine Einwände geben. Viel mehr umstritten ist, ob es auch innerhalb der Kirche statthaft ist, zu demonstrieren und wenn, unter welchen Umständen.

Demonstration als Hilfe zur Erneuerung

Zunächst kann man an die Propheten-„Schelte“ im Alten Testament denken, die sich keineswegs nur an Außenstehende, Ungläubige, sondern sogar meistens gegen das auserwählten Volk selbst und seine Untreue richtete. Aber wer darf sich schon anmaßen, heute Prophet zu sein? Erneuerungsbewegungen kamen in der Geschichte der Kirche nur zum Erfolg, weil sie ihren Protest durch das Zeugnis ihres Lebens durchgetragen haben. Aber hatten sie dann nicht auch mit Sanktionen zu rechnen? Jedenfalls ist es durchaus legitim, auch innerhalb der Kirche zu demonstrieren, wenn ihre Glaubwürdigkeit auf dem Spiel steht. Sehr bald wird da aber eingewandt, dann habe man sich an die Regeln „brüderlicher Zurechtweisung“ nach Mt 18,15ff zu halten, also zunächst unter vier Augen das Anliegen vorzubringen. Wer aber hat in der Kirche immer schon die Möglichkeit, mit Verantwortlichen „unter vier Augen“ zu reden und das noch angstfrei? (Und die es können, nützen die Gelegenheit oft nicht, oder deutlicher gesagt: nehmen ihre Verantwortung nicht wahr.) Findet aber ein solches Gespräch statt, wird es gerne unter Hinweis auf strengste Diskretion geführt, damit nur nichts „nach draußen“ dringt. Denn dort müsse man immer Harmonie vorgeben. Das Wort von der Kirche als „gläsernem Haus“ wird oft zitiert, das Bild wurde aber nur selten realisiert. Übertriebene (oder taktische?) Geheimhaltung geht oft so weit, daß auch berechtigte Kritik und Vorschläge auf dem Instanzenweg nicht weiter kommen. Bisweilen bleibt kein anderer Weg, als auch in der Öffentlichkeit auf etwas deutlich hinzuweisen, um Gehör zu finden, um Maßgebliche zum Umdenken zu brin-

gen. Das darf dann keinesfalls nur als unbillige Kritik an der Kirche oder als Lieblosigkeit ihr gegenüber bezeichnet werden. Viel liebloser ist es, gegen wirkliche Mißstände nichts getan zu haben, und dies müßte daher eher gemäßregelt werden.

Demonstrationen können notwendig werden gegen kritikwürdige Vorgänge in der Kirche, im Extremfall aber auch gegen unglaubliche Amtsträger. Ebenso gerechtfertigt ist demonstratives Anmahnen längst notwendiger Änderungen in der Kirche oder eine öffentliche Solidarisierung mit solchen, die nachweislich zu Unrecht gemäßregelt worden sind.

Was Demonstranten beachten müssen

Wer solcher Art Demonstrationen anzettelt oder unterstützt, wird sich freilich auch selbst der Kritik stellen müssen. Man wird ihn zum Beispiel fragen dürfen, welche Informationen er hat, welche Motivation ihn treibt, ob er sich der möglichen Konsequenzen bewußt ist und ob er alle anderen Möglichkeiten der Kritik vorher ausgeschöpft hat. Die Überzeugungskraft einer Demonstration wird auch davon abhängen, wie die Betreiber insgesamt zur Kirche und im Glauben stehen, ob sie sich auch sonst je nach ihrem Vermögen redlich für die Erneuerung der Kirche einsetzen, in welchem Kontext ihre Kritik steht und ob die gewählten Mittel dem angestrebten Ziel auch entsprechen.

Wer demonstrieren zu müssen glaubt, müßte sich auch möglicher Gefahren bewußt werden, etwa, dabei durch Medien mißverstanden oder mißbraucht zu werden. Medien geben oft die Demonstration wieder, nicht aber deren Inhalt, und je spektakulärer die Form der Äußerung ist, um so eher. Wer einmal zu demonstrieren begonnen hat,

läuft Gefahr, nun weiterhin unter Zugzwang, gewissermaßen auch unter Erfolgszwang zu stehen. Er ist nicht mehr ganz frei in seinem weiteren Vorgehen, sondern wird von bestimmten Gruppen, bisweilen auch vom eigenen Ehrgeiz weitergetrieben. Manchmal ist auch erstaunlich, wie demonstrierende Gruppen an sich selbst nicht mehr bemerken, was sie an anderen beharrlich aussetzen. Das kann sich zeigen an einem intransigenten Stil der Auseinandersetzung, an Verallgemeinerungen und Simplifizierungen, an einer Form, Recht haben zu wollen, die einer Art von „Unfehlbarkeit“ nahe kommt, die solche Gruppen anderswo sogar bis in die höchsten Stellen der Verantwortlichkeit geflissentlich bekämpfen. Das Verlangen, ja nicht übersehen zu werden, kann auch zu extremen, verletzenden Mitteln verleiten (zum Beispiel Menschentepiche vor Kirchen, Verbalinjurien und beißende Ironie). Schließlich müßte man beachten, daß nie vorhersehbar ist, wer sich aller einer Demonstration anschließt und aus welchen Motiven. Bei einem offensichtlichen Anwachsen kirchenverachtender Kreise ist eine solche Gefahr nicht zu unterschätzen.

Wie demonstrieren im ‚christlichen Geist‘?

Kann nun die Demonstration tatsächlich eine Form innerkirchlicher Auseinandersetzung sein? Obwohl das Erkennungszeichen der frühen Kirche „Seht, wie sie einander lieben“ für alle Zeiten anzustreben ist, müssen Demonstrationen noch nicht dagegensprechen. Christen, die demonstrieren, werden sich aber ihrer besonderen Verantwortung bewußt sein, eine andere Motivierung haben und in der Wahl der Mittel behutsamer sein. Innerkirchliche Auseinandersetzungen öffentlich auszutragen, müßte das letzte Mittel

sein, nachdem viele andere versucht worden sind. Im Stil müßten sie sich von denen heute „auf der Straße“ üblichen unterscheiden. Wenn wir alle Kirche sind, müßte immer geachtet werden, daß die gegenseitigen Fronten sich nicht verhärten, daß der jeweils andere nicht sein Gesicht verlieren muß. Man spricht heute viel von der notwendigen Ausbildung einer „Streitkultur“ auch innerhalb der Kirche. In noch höherem Maß gilt dies für Formen der Demonstration. Kirche wird man mit Demonstrationen allein nie erneuern können, wenn sie nicht spirituell eingebunden werden, wenn sie nicht flankiert und vorbereitet sind durch persönlich aufbauendes Engagement, wenn sie nicht getragen sind von tiefem Respekt den anderen gegenüber.

Was unter Spiritualisieren alles verstanden wird

Zu Recht beklagt man heute in der Kirche, es gäbe zu wenig „Spiritualität“. Allerdings wird darunter sehr Unterschiedliches verstanden. So spielt man manchmal Spiritualität gegen Aktivität aus, Gebet gegen klärendes Gespräch, passives Ertragen gegen aktive Versuche der Veränderung, oder auch eine Spiritualität gegen eine andere. Der Ruf nach mehr „Spiritualität“ kann in manchen Fällen auch die Flucht vor dem notwendigen eigenen Tun sein oder gar zu einer neuen Form der Polarisierung führen. Einige Beispiele sollen dies deutlicher machen.

Viel Kritik, weil zu wenig Spiritualität?

Wer heute nach Erneuerung der Kirche ruft, hört manchmal das mahnende Wort seines Vorgesetzten: „Fange mit der Erneuerung zuerst bei dir selber

an“. Sicher trifft jeden von uns immer der so nachdrückliche, biblische Ruf nach Umkehr. In diesem Zusammenhang aber kann die Mahnung, bei sich selbst zu beginnen, auch bedeuten, die Erneuerung auf das jeweils individuelle christliche Leben einzuschränken, gleichsam dorthin abschieben zu wollen, als hätte sich die Kirche insgesamt gar nicht zu erneuern. Es regt sich der Verdacht, daß Verantwortliche in der Kirche, die so mahnen, still hoffen, daß jemand nach eigener „Umkehr“ und „Einkehr“ schließlich doch wieder mit allem zufrieden ist und die Kritik einstellt. Diese Vermutung wird noch bestärkt, wenn etwa solche, die sich auch in den Strukturen der Kirche Erneuerung erwarten, vorschnell der Lieblosigkeit gegenüber der „Mutter Kirche“ geziehen werden, oder sogar den Vorwurf bekommen, sie möchten eigentlich eine andere Kirche, als Jesus Christus sie gestiftet hat.

Versuchung, in die Spiritualität zu flüchten'

Der Ruf nach mehr „Spiritualität“, also nach mehr Gebet, kann auch eine getarnte Art der Flucht sein. Etwa Flucht, um nicht selber etwas tun zu müssen. Da sieht einer die Not so mancher in und mit der Kirche, versucht aber nicht selbst zu helfen. Er überläßt im Gebet lieber alles Gott, der schon nach dem Rechten sehen wird. Im Gebet entrüstet er sich über viele Unzulänglichkeiten, kämpft aber nicht gegen sie an. Viele schließt er in sein Gebet ein, aber gleichzeitig verschließt er ihnen Herz und Hand. Das Gebet ist nur ehrlich, wenn der Beter auch bereit ist, etwas zu tun. Am Ende unseres Lebens wird Gott uns nicht nach der Länge der Gebete richten, sondern danach, was wir dem Nächsten getan oder vorenthalten haben. Könnte hier nicht auch

der Vorwurf kommen: „Mein Antlitz war in der Kirche entstellt, und du hast nichts getan, um es wieder ansehnlicher zu machen“?

Manche flüchten auch ins Gebet, um mit anderen nicht reden zu müssen. Die Polarisierung in der Kirche nimmt zu, weil man der richtigen Auseinandersetzung ausweicht. Jeder wartet, daß der andere den ersten Schritt zur Klärung, zur „Versöhnung“ tut. Der „Frömmere“ glaubt ihn schon getan zu haben, wenn er betet. Und wenn sich dann nichts ändert, meint er, Gott habe das Gebet nicht erhört. Wann schickt er endlich den ersehnten Frieden? Wann bewegt er die anderen zur Umkehr?

Eine andere Art des Mißbrauches des Gebetes kann auch sein, sich darin von Gott „bestätigen“ lassen zu wollen. Man meint schon vor dem Gebet zu wissen, was Gott erfüllen müßte. Wer im Gebet nur selber redet und nicht hören kann, wer also Gott gleichsam nicht zu Wort kommen läßt, kann Gottes Willen nicht erkennen. Aber zu glauben, von Gott in seinem „Eigensinn“ bestätigt worden zu sein, ist gefährlich. Dann ist man nämlich für kein noch so plausibles Argument mehr zugänglich. Recht betet nur, wer auch in Kauf nimmt, daß Gott etwas ganz anderes will als man sich wünscht; wer bereit ist, sich im Gebet, wenn nötig, auch verändern zu lassen.

Kommt Kirchenerneuerung vor allem aus spirituellen Gruppen?

Das Bild der Kirche wird heute immer stärker durch „spirituelle“ Gruppen, geistliche Bewegungen oder einfache Gebetsgruppen geprägt. Viele haben in ihnen eine neue Heimat gefunden, fühlen sich geborgen, haben einen neuen Zugang zum gemeinsamen Gebet entdeckt. Sie bilden ein wichtiges und gutes Gegengewicht gegen zu viel

Pragmatismus und lassen Kirche in einer neuen Art erfahren. Sie sind sicher eine Bereicherung der Kirche und werden als Hoffnungszeichen angesehen. Setzt man sich mit dem Phänomen der „Spiritualisierung“ kritisch auseinander, wird man aber auch hier auf mögliche Gefahren aufmerksam machen müssen.

Eine Gefahr ist die „Selbstgenügsamkeit“. Man fühlt sich wohl in der Gruppe, weiß sich unter seinesgleichen, schließt sich lieber von anderen ab. Man lebt wie in einem Reservat, in einem Getto. Das Gruppeninteresse geht allem anderen voraus. In Pfarren lassen sich solche Gruppen oft schwer integrieren, bisweilen verursachen sie sogar eine Spaltung der Gemeinde. Auch Ordensgemeinschaften haben dies in ihren Reihen schon leidvoll erfahren.

Eine zweite Gefahr liegt in einem Absolutheitsanspruch. Man glaubt den besseren (Glaubens-)Weg gefunden zu haben, vielleicht sogar den einzig richtigen. Dies führt zur Geringschätzung anderer, im schlimmsten Fall sogar zu deren Verketzerung. Es fehlt die Bereitschaft, von anderen zu lernen, das Eigene als Teil eines größeren Ganzen zu sehen. So bringt die Vielfalt spiritueller Gruppen nicht immer Bereicherung, sondern auch Ausgrenzung anderer.

Schließlich kann die Gefahr bestehen, in der Sorge um die eigene Gruppe die Notwendigkeit der Erneuerung der Kirche insgesamt nicht mehr zu sehen. Es gibt spirituelle Gruppen, die nur wenig Problembewußtsein für die Kirche in der Welt von heute zeigen, eher einen restaurativen Charakter aufweisen. Bemerkenswert ist, daß aus diesen Gruppen gelegentlich mehr Priester- und Ordensberufe kommen, als aus sehr aktiven Pfarrgemeinden. Wäre

das nicht gerade ein Beweis richtiger Spiritualität? Andererseits wird man aber doch die Frage stellen dürfen, wie solche geistliche Berufe einmal Kirche in einer ganz anders denkenden Welt repräsentieren werden, ob sie fähig sind, neue Wege zu den Menschen zu finden. Diese Frage müßten sich vor allem jene Verantwortungsträger in der Kirche stellen, die gerade diesen Bewegungen große Sympathie entgegenbringen, einmal, weil sie in ihrem Verzicht auf Kritik ‚handsamer‘ sind, zum anderen aber, weil sie bei der ohnehin so schwierigen Suche nach genügend geistlichen Berufen ein willkommenes Reservoir darstellen.

Um nicht mißverstanden zu werden, muß nochmals betont werden, daß jegliche Vertiefung der Spiritualität anzustreben ist, daß eine Vielfalt von Spiritualitäten das unvorhersehbare Wehen des Geistes Gottes deutlich machen kann, daß in einer ‚katholischen‘, also allumfassenden Kirche viele Formen und Gruppen Platz haben. Den Beweis ihrer Legitimität aber wird jede Gruppe oder Bewegung dann erbringen, wenn sie ihren sichtbaren Beitrag zum Aufbau des Ganzen leistet, zur notwendigen Erneuerung der Kirche beiträgt und die Zeichen der Zeit zu deuten versucht, durch die Gott seine Kirche auf neue Wege führen will.

Was läßt sich im kirchlichen Leben organisieren?

Wir leben in einer Welt, in der sehr vieles machbar erscheint. Die Technik bietet viele neue Möglichkeiten, bekommt aber auch eine eigene Dynamik. Technik beherrscht den Alltag, selbst für menschliche (sogar eheliche) Beziehungen versucht man Techniken zu entwickeln, damit sie besser gelingen. Auch für die Seelsorgsarbeit wird

Technik fruchtbar gemacht. Erfolge scheinen von der je besseren Organisation abzuhängen. Seelsorge braucht Planung, ihre Durchführung Organisation. Wir laufen heute aber Gefahr, der Organisation zu viel Zeit, Mühe, bisweilen sogar das Wesentliche der Seelsorge, nämlich die ganz persönliche Begegnung – mit Menschen und mit Gott – zu opfern. Wo liegt heute die Überbewertung des ‚Organisierens‘?

Die Faszination von Umfragen, Prognosen und Planungen

Pastoraltheologie ist in Gefahr, sich in soziologischen Untersuchungen, in Analysen und Prognosen zu erschöpfen. Es ist wichtig, die Situation und die Trends genau zu kennen, das Subjekt der Seelsorge jedoch ist je einmalig, entspricht nie den Durchschnittszahlen und Erfahrungen. Man kann ein Arbeits-, Konsum- und Wahlverhalten hochrechnen, nie aber jene so dramatische Geschichte eines Menschen mit seinem Gott. Und die beste Fragemethode läßt kein verlässliches Urteil zu, ob einer wirklich nicht an die Auferstehung glaubt, oder nur seine unstillbare Sehnsucht, es möge etwas ‚danach‘ geben, nicht artikulieren kann oder will.

Eine immer perfektere Schreib- und Vervielfältigungstechnik verleitet zur Erstellung zahlreicher, professionell gestalteter Papiere und Konzepte. Ein Bischof hat einmal boshaft gesagt: „Nach dem Konzil gab es viel Papier, aber wenig Leben, viele Programme, wenig Taten.“ Ein solches Pauschalurteil ist ungerecht und scheint die vielen Aufbrüche als Zeichen neuen Lebens und den persönlichen, tatkräftigen Einsatz so vieler ganz zu übersehen. Nachdenken sollte man aber dennoch, ob heute nicht zu viel geplant, viel weniger aber dann konse-

quent durchgeführt wird, oder aber auch, ob man nicht dem Irrtum unterliegt, schier alles ließe sich planen und organisieren, und auch Gottes Geist und Wirken könne dadurch gelenkt und „dienstbar“ gemacht werden.

Die Kirche als ‚Betrieb‘

Kirchliche Institutionen bis hin zu den Zentralstellen werden professionell auf ihre Effizienz oder gar Wirtschaftlichkeit geprüft. Es gibt viele Bereiche, die tatsächlich der gleichen Gesetzmäßigkeit wie Wirtschaftsbetriebe unterliegen, und kirchliche Betriebe müssen besonders sparsam und rationell geführt werden. Dennoch gibt es den umfassenden ‚Unternehmensberater‘ nicht, der also wirklich Erfolge der Pastoral quantifizieren und eine sonst vergleichbare Kosten-Nutzen-Rechnung aufstellen kann. Welche Rolle spielen bei der notwendigen Erneuerung kirchlicher Institutionen dann wirklich Rationalisierung, Technisierung, von moderner Betriebsführung abgeschautes Management? Wo bleibt all das dienstbar gemachte Instrument, wo wird es eher zum Selbstzweck, weil „gut funktionieren“ den sonst so spärlich erlebbaren Seelsorgserfolg vortäuscht?

Die vielen Gremien und Sitzungen

In der Kirche ist das Gremienzeitalter angebrochen. Gremien sind ein wichtiges Instrument, um Verantwortung gemeinsam zu tragen, um Mitsprache vieler zu ermöglichen, um Bedürfnisse besser erheben und Lösungen leichter finden zu können. Gremien sind gleichsam zum Markenzeichen einer Kirche geworden, die „Gemeinschaft“ ist. Sitzungen sind nur sinnvoll, wenn sie gut vorbereitet sind, gekonnt und zielbewußt geleitet werden, und wenn das Ergebnis deutlich macht, wer nun

was zu tun hätte. Die Zahl der Gremien und Sitzungen ist aber in der Kirche in den letzten Jahren bedrohlich angewachsen. Es wäre längst an der Zeit, eine ehrliche Manöverkritik zu üben. Zu fragen, welche Gremien nun wirklich nötig und nützlich sind. Und jene, die sie einberufen, müßten ihr Gewissen erforschen, ob sie die Eingeladenen wirklich mitverantworten lassen, oder ob sie diese eher durch Mitteilung vieler Randereignisse bei guter Laune halten wollen, die wichtigen Entscheidungen aber schon längst – vielleicht nach Beratung mit ganz anderen – gefällt haben. Sehr engagierte Christen aber müßten sich kritisch fragen, ob ihnen nicht allein schon die Teilnahme an möglichst vielen Sitzungen das Gefühl gibt, für Gott und seine Kirche Gehöriges geleistet zu haben.

„Organisierte“ Liturgie

Liturgie ist das Werk des ganzen Gottesvolkes. Die Rollen sollen entsprechend aufgeteilt werden. Das bedarf einer bestimmten Ordnung und der Einhaltung der von der Kirche aufgestellten Regeln. Entfaltung der Liturgie ist vergleichbar mit einem „Schauspiel“, einem „Weihespiel“, braucht Inszenierung und Regie. In einer zweifachen Richtung kann in der Liturgie die Organisation aber das Heilige verdecken. Einmal, wenn Riten und Rubriken allzu starr gesehen werden, ihre strenge Einhaltung als das oberste Gesetz gilt und daran sogar die „Würde“ eines Gottesdienstes gemessen wird. Die Persolvierung des Gottes-Dienstes läßt dann kaum Zeit und Raum für eine persönliche Gottesbegegnung. In einer anderen Richtung kann „Organisation“ stören, wenn phantasievoll gleichsam alle Mittel aufgewendet werden, um die Sinne anzusprechen und Emotionen zu wecken. Die „Kunst

des Feierns“, die „ars celebrandi“ besteht nicht allein im noch so anspruchsvollen Vollzug, sondern im Erfassen der Situation der Gemeinde, im Erfasstwerden von der Nähe Gottes in Wort und Sakrament, gegebenenfalls auch im Durchhalten mancher innerer Leere, im Offensein dafür, wie Gott gerade hier und jetzt den Einzelnen oder die Gemeinde anspricht. Der oft beklagte Verlust der „Mystik“ im Gottesdienst hängt nicht von äußerlich stimulierenden Riten ab. Mystik in der Liturgie bezieht sich vielmehr auf das Gewahrwerden der gegenwärtigen und doch zugleich verborgenen Christuswirklichkeit in Wort und Sakrament und auf das gemeinsame auf ihn Hören und zu ihm Beten. Jedwede Organisation in der Liturgie soll dafür Voraussetzungen schaffen, bleibt aber selbst in einer dienenden Funktion, die feiernde Gemeinde so zu bereiten, daß sie sich ohne Verdienst beschenken lassen kann.

*„Alle, die sich vom Geist Gottes leiten lassen, sind Söhne Gottes“
(Röm 8,14)*

Papst Johannes XXIII hat erwartet, daß die Kirche vom Konzil bewegt einen „Sprung nach vorne“ machen werde. Es ginge nicht darum, nur einen „kostbaren Schatz zu bewahren, als ob wir uns nur um Altertümer kümmern würden“. Für die notwendige Erneuerung der Kirche hat sich dieser Papst immer so etwas wie ein neues Pfingstereignis vorgestellt. Was also am ersten Pfingstfest geschah, könnte uns auch heute den rechten Weg der Erneuerung weisen, aber auch Kriterium für „die Unterscheidung des Geistes“ sein. Jesus hat seiner Jüngergemeinde aufgetragen, auf den verheißenen Beistand zu warten. Die Gemeinde insgesamt,

die Apostel, „zusammen mit den Frauen und mit Maria, der Mutter Jesu, und mit seinen Brüdern“ (Apg 1,14), haben im „Obergemach“ in Jerusalem gebetet. Es haben nicht die einen für die anderen gebetet, sondern „alle verharrten dort einmütig im Gebet“, da auch alle, und zwar gemeinsam, des Beistandes, des Hl.Geistes bedurften. Auch heute ist der Geist nicht einzelnen, weder Gruppen noch Amtsträgern, allein zugesagt, sondern der Kirche insgesamt. Nur aus dieser Gemeinsamkeit kann eine Vertiefung aus der Kraft des Geistes in der Kirche kommen.

Das biblische Pfingstereignis gibt aber auch Kriterien für das Erkennen des Geistes Gottes an. Er kommt wie ein heftiger Sturm, der Türen und Fenster hinaus zu den anderen aufreißt, der die Enge des vertrauten Raumes sprengt, der eine ängstliche Schar hinaus zu den vielen „aus allen Völkern“ sendet, der jeden in seiner Sprache reden und doch die eine Botschaft verkünden läßt, wohl mit vielen Zungen, die aber doch jeder wie seine Muttersprache versteht. „Traut nicht jedem Geist“, werden wir im 1 Johannesbrief 4,1 gewarnt. Der wahre Geist, durch den Gott heute seine Kirche „nach vorne“ bewegen will, wird daran zu erkennen sein, ob er wie damals die Kirche offener, mutiger und weltzugewandt macht, ob die vielen Sprachen in der Kirche sich doch in dem einen, wichtigsten Bekenntnis treffen „Jesus Christus ist im Fleisch gekommen“. (1 Joh 4,2)

Aber gerade eine solche „Spiritualisierung“ hat die Jungergemeinde auch dazu ermutigt, zu „organisieren“, Gemeinden zu gründen, Ordnungen aufzustellen und Dienstämter zu schaffen, und diese sogar, wenn neue Not kam,

zu erweitern. Organisation jeglicher Art, Planung und Konzepte, Strukturen und Ordnungen, sogar kirchliche Gesetze, mußten dazu dienen, Raum und Möglichkeiten schaffen, die Botschaft Christi möglichst vielen, möglichst verständlich, immer neu verkünden zu können.

Wo aber in der Urkirche und in der Kirche danach menschliche Angst den Auftrag des Auferstandenen hemmte, Mißbräuche entstanden, Unrecht gesetzt wurde, Erstarrung das kirchliche Leben bedrohte oder Müdigkeit und Resignation die Kräfte lähmten, sind Frauen und Männer ausgebrochen, haben protestiert und demonstriert, sind, wenn nötig, auch Verantwortlichen in der Kirche wie einst Paulus dem Petrus „offen entgegengetreten“ (Gal 2,11), um die Kirche erneuern zu helfen. Freilich braucht es gerade dazu nicht nur Mut, sondern vor allem Demut, sich selbst sehr sorgfältig zu prüfen, sich auch von anderen prüfen zu lassen, ob einen wirklich der Geist Gottes treibt, oder nicht doch nur Eigensinn und Geltungsdrang.

Möge die Voraussage des Propheten Joël, an die Petrus am Pfingstfest erinnerte, uns auch heute Trost sein, daß Gott nämlich auch in diesen Tagen seinen Geist über alles Fleisch ausgießen will, damit Söhne und Töchter, die Jungen also vor allem, prophetisch werden, daß junge Männer (und auch ältere Amtsträger) wieder Visionen haben und Knechte und Mägde, also die „einfachen Leute“ in unseren Gemeinden, von seinem Geist bewegt und erfüllt werden. Dem in so vielen Zungen sprechenden Geist aber müßte sich jeder einzelne und die Kirche gemeinsam voll Vertrauen öffnen.